



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Hat England den Krieg gewollt?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77071](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77071)

Hat England den Krieg gewollt?

In das Geheimnis der englischen Politik waren auch diejenigen Mitglieder der englischen Regierung nicht eingeweiht, deren pazifistische Ansichten bekannt waren; Loreburn, der Lordkanzler des liberalen Kabinetts, hat sich darüber in seinen Erinnerungen beschwert. Wie die Radikalen behaupteten, waren nur „die drei“ (Asquith, Grey und Halldane) von allen Verträgen unterrichtet. Aber diese Vorgänge wird man auch in Zukunft aus amtlichen englischen Quellen nur wenig erfahren, da über die britischen Ministerratsitzungen Protokolle nicht geführt werden, um der Opposition, wenn sie an die Macht gelangt, nicht Einblick in die Politik ihrer Vorgänger zu gewähren. Um so leichter wird der Regierung die Geheimdiplomatie gemacht, und niemand übte deren Künste fleißiger als Sir Edward Grey.

Die Form der mit Frankreich geschlossenen Verträge ist nicht das Wesentliche; der springende Punkt ist, ob die französische und die unzweifelhaft von ihr eingeweihte russische Regierung die Überzeugung haben durften, England werde ihnen für den Fall eines Festlandskrieges Waffenhilfe leisten. Dann konnte ihre Diplomatie, des Rückhaltes an Englands seebeherrschender Flotte sicher, ungestraft auf Deutschland loshämmern. Hier liegt der Schlüssel zu der Balkanpolitik Rußlands und zur Erklärung der an sich verwegenen Herausforderung Österreich-Ungarns durch das kleine Serbien.

Das der englischen Politik dieser Jahre eigene war die Umsicht, mit der sie den Schein zu wahren und die Verantwortlichkeit von sich abzuschieben verstand. Nie sprachen die englischen Minister friedlicher als in dem Monate des Abschlusses mit Frankreich. Die durch den Balkankrieg beunruhigten Gemüter erbauten sich an dem am 10. November wie jährlich in der Guildhall gehaltenen Festmahl, da nicht bloß Asquith, sondern auch Churchill versicherte, England sei mit den Großmächten einig in dem Bestreben, auch den übrigen Nationen den Frieden

zu erhalten. Unmittelbar vorher hielt zwar Lord Roberts (Band III, Seite 80f.) die aufreizende Rede, in der er die Deutschen belobte, weil sie sich an den Grundsatz hielten, den Streich auf ihre Feinde niedersausen zu lassen, wann immer es ihnen zweckmäßig schein, ein Beispiel, das Roberts den Briten zur Nachahmung empfahl. Die Regierung ließ jedoch nicht bloß durch ihre Organe diese Empfehlung eines vorbeugenden Krieges als unheilvoll zurückweisen; Grey selbst sagte in der Antwort auf eine an ihn im Unterhause gestellte Anfrage, es sei bedauerlich, daß es in England wie in Deutschland Personen gebe, die, wenn auch außerstande die Politik ihrer Regierungen zu beeinflussen, sich in Angriffen, wie die des Feldmarschalls, ergehen. Hinter dem Vorhange versöhnlicher Versicherungen schloß die Regierung den Geheimvertrag mit Frankreich, von dem die öffentliche Meinung nichts erfahren durfte.

Wenn es schon den Vorschriften der Moral und den demokratischen Grundsätzen widersprach, das Parlament irrezuführen, so waren die Folgen für den europäischen Frieden ganz besonders verderblich. Während die in das Geheimnis eingeweihten Kabinette von Paris und Petersburg der Versuchung nicht widerstanden, das Bündnis mit England auf die Probe zu stellen, ward die deutsche Regierung in Sicherheit gewiegt, da der Friedenswille Englands eine Bürgschaft schien gegen die Anschläge unruhiger Köpfe in Ost und West. Wenige Tage, nachdem der deutsche Botschafter, Lichnowsky, in London eingetroffen war, verkündete er am 30. November bei einem Festessen, daß „England und Deutschland Seite an Seite an der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens arbeiten, und daß die politischen Beziehungen der beiden Mächte niemals vertraulicher und aussichtreicher waren als gegenwärtig.“ Der Ueber-eifer, mit dem sich Lichnowsky der englischen Regierung an den Hals warf, war unpassend, auch wenn seine Annahme im allgemeinen richtig gewesen wäre; es war schlimm, daß er sich überhaupt den Reizen des großzügigen englischen Lebens fessellos hingab und in den Bann der Persönlichkeit Greys geriet. Auffallenderweise ließ sich Riederlen-Wächter durch die Berichte aus London einspinnen und sagte am 2. Dezem-

ber im Reichstage über die Lage auf der Balkanhalbinsel: „Die offene, von vollem Vertrauen getragene Aussprache zwischen London und uns während aller Phasen dieser Krise hat nicht nur eine erfreuliche Intimität hervorgerufen, sondern sie hat auch einer Verständigung aller Mächte gute Dienste geleistet.“ Vertrauensvolle Beziehungen, Intimität, Verständigung aller Mächte: das ging doch weit über die wohlabgewogenen Höflichkeiten in den Reden der englischen Minister hinaus; nie war einer von ihnen gleich gefühlsvoll gewesen. Grey mochte dabei zumute sein wie der Spinne, die ihr Netz auseinandergelegt hat und ruhig das Kommende abwartet; ist es denn ihre Schuld, wenn die Fliege unvorsichtig hineinflattert?

Die Gründe, die Asquith und Grey zum Verschweigen und Ableugnen wichtiger Staatsakte bestimmten, sind nach dem Kriege von ihrem langjährigen Amtsgenossen Loreburn eingehend untersucht worden. Er war durch sechs Jahre (1906—1912) neben ihnen Lordkanzler gewesen und im Sommer 1912 zurückgetreten, ebenso in Unkenntnis ihrer Geheimdiplomatie gehalten wie die Mehrzahl der anderen Minister und rechnete mit ihnen 1919 in dem Buche „How the war came“ ab. Auch ihm gilt Deutschland als der angreifende, am tiefsten in der Schuld stehende Teil, aber ein vollgerüttelt Maß daran habe auch die englische Politik auf sich geladen. Britannien hätte den von Gladstone 1870 befolgten Grundsatz, sich nicht in die festländischen Kriege einzumengen, weiter befolgen sollen; wenn die Staatsmänner jedoch einen anderen Weg einzuschlagen für notwendig fanden, dann wäre es besser gewesen, ein ehrliches, der Welt zur Kenntnis gebrachtes Bündnis mit Frankreich zu schließen. So aber übernahm England durch halbe Verabredungen geheimer Natur zum mindesten eine Ehrenverpflichtung der Verteidigung Frankreichs, so daß dessen Regierung mit nahezu unbedingter Sicherheit auf englische Waffenhilfe rechnen konnte; es wäre schimpflich gewesen, die Republik dann im Stiche zu lassen. Und da Rußland von dem Sachverhalte unterrichtet war, so gab sich England in die Hand einer ebenso kläglichen wie despotischen Regierung, welche die Briten 1914 mit in den Krieg riß. „Als die gewichtigste Entscheidung un-

ferer ganzen Geschichte zu fassen war, waren wir im Entscheiden nicht frei“... „Wir kamen in einer russischen Streitsache unvorbereitet zu einem Kriege, weil wir an Frankreich ins Dunkle hinein gebunden waren.“ Und an einer anderen Stelle sagt er, die Politik der Regierung habe den Frieden von der Gnade des russischen Hofes abhängig gemacht. So legte schon das englisch-französische Militärabkommen von 1906 den Keim zu dem über Europa hereinbrechenden Unheil.

Loreburn spricht von Grey mit großer Achtung und stellt in Abrede, daß dieser oder Asquith den Krieg herbeiführen wollten. Ihre Schuld habe darin bestanden, daß sie von der Politik der Nichteinmischung abwichen und das Parlament in Unwissenheit hielten. Sie glaubten wirklich, freie Hand gegen Frankreich zu haben, und waren so sanguinisch, anzunehmen, daß sie trotzdem durch ihre diplomatische Geschicklichkeit das Land vor dem Kriege bewahren könnten. Gegen ihren Willen seien sie durch ihre Taten 1906 bis 1914 in den Krieg geglitten und seien von ihm überrascht worden¹⁾.

Dieser Erklärungsversuch steht aber mit den Handlungen Greys in völligem Widerspruch und läßt ihn ebenso harmlos wie unklug erscheinen, als Mann ohne Augenmaß für die großen europäischen Ereignisse. Wäre er es wirklich gewesen, so hätte er nicht Schritt für Schritt, Masche um Masche das gewaltigste jemals auf der Erde geschaffene Bündnisssystem aufrichten oder wenigstens ausbauen können. Loreburn selbst, obwohl ein hervorragender Rechtsgelehrter und, wie sein Buch beweist, voll redlichen Bemühens, die Wahrheit zu ergründen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, hat durch sein amtliches Wirken, zusammengehalten mit seiner Veröffentlichung, den Beweis geliefert, daß ihm zum Staatsmann und politischen Kritiker die Haupteigenschaft fehlte: der Scharfblick. Wie! Sechs Jahre war er Lordkanzler und merkte nichts von dem gefährlichen Treiben um ihn? Hat nicht alles, um sein Vaterland von dem Abgrunde des von ihm verabscheuten Weltkrieges zurückzuhalten? Wenigstens ist in dem Buche keine Andeutung darüber gemacht. Er war nach Stead der einflußreichste Mann der Friedensbewe-

¹⁾ Loreburn, „How the war came“, S. 2, 11, 15, 107, 111.

gung, als Lordkanzler hatte er die höchste Stellung und gab sich auch die größte Mühe, Reformen in dem zwischenstaatlichen Seekriegsrechte anzubahnen; wenn er aber nicht sah, was um ihn geschah, dann freilich war der Pazifismus von ihm mangelhaft behütet. Alles in allem: offenbar war ihm Grey als Politiker weit überlegen, täuschte auch ihn und ging, da er den Krieg für unabwendbar hielt, hinter dem Rücken seiner Amtsgenossen Loreburn und Morley, Burns und Trevelyan, die von ihm eingeschlagenen dunklen Wege.

Loreburn ist der Ansicht, daß, wenn die englische Regierung Deutschland offen gesagt hätte, sie sei zur Verteidigung Frankreichs verpflichtet, Kaiser Wilhelm und seine Minister gewarnt gewesen und 1914 der furchtbare Zusammenstoß vermieden worden wäre. Er beruft sich auf einen von Wilson im März 1919 gemachten Ausspruch: „Wir wissen bestimmt, daß, wenn Deutschland einen Augenblick lang gedacht hätte, Großbritannien werde mit Frankreich und Rußland gehen, es niemals dieses Unternehmen gewagt hätte.“¹⁾ Dieser Ansicht ist auch Shaw, aber er weicht von Loreburns Erklärung der Triebfedern Greys vollkommen ab, denn er nimmt an, der englische Staatssekretär habe die Verabredung mit Frankreich geheimgehalten, um Deutschland in Sicherheit zu wiegen und es zu verlocken, über seinen westlichen Nachbar herzufallen. Grey habe diese Tücke von Anfang an im Kopfe gehabt und seinen Plan bis zum August 1914 in meisterhaftem Spiele durchgeführt. „Sir Edward Grey wollte den Schafspelz bis zum letzten Augenblick nicht opfern“, schrieb Shaw 1919²⁾... „Er tat nichts und sagte alles bis auf das eine, das vielleicht Deutschland von den Grenzen Frankreichs ferngehalten hätte. Wenn er dies ausgesprochen hätte, so wäre der britische Löwe nicht zum Sprunge gekommen. Aber der britische Löwe hatte keine Lust, sich am Springen hindern zu lassen... Wenn der Krieg kommen mußte, war es wesentlich, daß er kam, ehe die deutsche Flotte der englischen das Gleichgewicht hielt... Aber wenn England den Lorbeer in Anspruch nimmt, muß es auf den Ölzweig verzichten.“

¹⁾ Ebenda S. 17.

²⁾ Shaw, „Winte zur Friedenskonferenz“, S. 24—26.

Wenn es alles tat, um den Krieg aufzuhalten, bis auf das eine, das ihn offenbar allein hätte aufhalten können, so wird die Geschichte daraus sicher den Schluß ziehen, daß es ihn einfach nicht aufgehalten hat, weil es ihn im Grunde gar nicht aufhalten wollte.“

Diese Gedankenreihe des englischen Satirikers überflügelt die Beweggründe Greys und beurteilt ihn nach der moralischen Seite hin nicht gerecht. Wenn der Staatssekretär auch den Krieg für unvermeidlich hielt, so war er sich doch der schweren Verantwortung bewußt, den Weltteil mit Blut und Tränen zu füllen. Wohl hielt er es mit gutem Grund für seine Pflicht, England durch Bündnisse gegen alle Gefahren zu wappnen und kein Mittel der Abwehr zu vernachlässigen; er überließ aber dem Schicksal die Entscheidung, ob sein Verfahren sich auf dem Schlachtfelde werde zu erproben haben. Er war nach den in der letzten Marokkokrise gemachten unangenehmen Eindrücken noch bedächtiger geworden und gelangte zu dem Vorsatze, Englands Kraft erst dann voll einzusetzen, wenn Frankreich und Rußland vor dem Losschlagen stünden. Er mochte sich nicht weiter vorwagen, um nicht abermals wie 1909 von Iswolskij im Stiche gelassen zu werden oder wie 1911 auf den festen Friedenswillen der französischen Regierung zu stoßen. Das Neue an Greys Vorgehen während der zwei Jahre vor dem Weltkriege war die verbindliche Gebärde, mit der er sich dem Friedensstiften widmete. Die Rolle lag ihm bei seiner menschlichen und christlichen Gesinnung besser als die frühere, und er hat sie unter größerem Beifall der Mitwelt gespielt.

Es ist falsch, die amtliche englische oder die amtliche deutsche Politik von dem Dämon des Kriegswillens erfüllt hinzustellen; ebenso ist es eine Übertreibung, wenn man die britischen Staatslenker wegen der Voraussicht bewundert, mit der sie den Krieg aufsteigen sahen, und die deutschen Machthaber als verblendet schmäht, weil sie glaubten, um ihn herumzukommen. Die Engländer waren ohne Zweifel politisch die Überlegenen, aber es ist nicht zu vergessen, daß, wer einen Krieg lieber früher als später führen möchte, auf den längeren Hebelarm drücken kann. Nicht etwa, daß die britischen Imperialisten ihrer Natur nach krie-

gerischer angelegt waren als die Alldeutschen, womit es sich eher umgekehrt verhielt; aber die ersteren wußten genau, es werde England jetzt geringere Anstrengungen kosten, der deutschen Flotte den Garauß zu machen als später, weshalb sie mit einem Zusammenstoße rechneten. Bülow dagegen und Bethmann Hollweg, Riberlen-Wächter und Tirpitz sahen in der Erhaltung des Friedens einen Vorteil, um Deutschland wirtschaftlich und militärisch weiter wachsen zu lassen. Was jeder von ihnen wünschte, das hoffte er auch, wobei der größere oder der geringere Scharfsinn nicht den Ausschlag gab. Weder hüten noch drüben stand eine überragende Persönlichkeit an leitender Stelle; solcher Ausnahmismenschen gibt es durch Jahrhunderte wenige; im allgemeinen folgt das menschliche Geschlecht den Anstößen, die von den nationalen, wirtschaftlichen und religiösen, die Massen bewegenden Triebkräften ausgehen. Die Männer, die 1914 an der Zeitgeschichte mitgewoben haben, waren unfrei in ihren Entschlüssen, so daß man über sie mit dem heiligen Augustinus sagen kann: Die Menschen bewegen nicht, sondern werden bewegt.